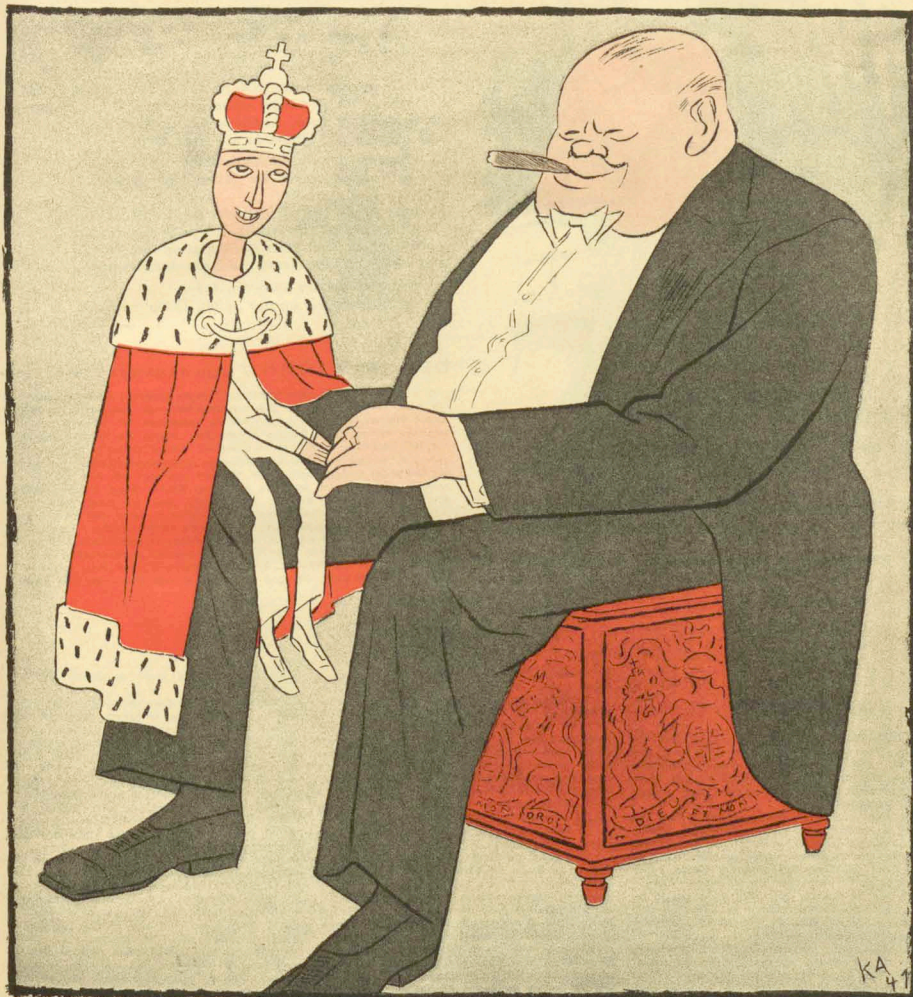


SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Bauchredner

(Karl Arnold)



„Ich bin ganz Ihrer Meinung, mein lieber Churchill!“

Il ventriloquo: "Io sono affatto del Vostro parere, mio caro Churchill!.."



„Denk mal, Edith, Mama hat mir mein Romanmanuskript weggeschlossen!“
 „Aber warum denn, Barbara?“ - „Sie sag, sowas dürfe ich noch nicht lesen!“

La poetessa: „Pensa un po', Edith, la mamma mi ha chiuso via il manoscritto del mio romanzo!...“ — „E perchè mai, Barbara?..“ — „Ella dice che non dovrei ancora leggere tali cose!“

Keine Mütze voll Wind seit 8 Tagen fast,
 über Deck, da erdrückt dich der Sonnenglast,
 und da schmeckt nicht der Whisky und auch kein Gin —
 drei Matrosen, die dösen so vor sich hin:

„Erst wieder im nächsten July,
 da fahren wir an der ‚Alten Liebe‘ vorbei.“

Und der eine, der jüngste, denkt an den Schnee:
 „Und sie laufen jetzt Schlittschuhe auf dem See,
 auch die Frieda, die ich mal zum Tanz geschwenkt,
 und der hält ich gern einen Kuß geschenkt.“

Erst wieder im nächsten July,
 da fahren wir an der ‚Alten Liebe‘ vorbei.“

Und der zweite denkt: „Ob wohl der Hein schon frißt,
 der inzwischen ja längst schon geboren ist,
 den die Düwel auch, muß das ein Junge sein,
 und ich sehe die lüttjen ja nie ganz klein —“

Erst wieder im nächsten July,
 da fahren wir an der ‚Alten Liebe‘ vorbei.“

Und der dritte: „Es friert jetzt wohl doll zu Haus,
 doch die Gesche, die macht sich ja nichts daraus,
 denn die setzt sich ganz ohne was an den Herd,
 und sie ist mir im Hemd auch am meisten wert —“

Erst wieder im nächsten July,
 da fahren wir an der ‚Alten Liebe‘ vorbei.“

DER HERR SOHN / VON HANS KARL BRESLAUER

„Hör'n S' mir auf mit dem Mistbaum!“ sagte unlängst mein Hausherr, als ich mich — ich weiß, wie sich ein bescheidener Zweiterstockbewohner einem Wiener Hausherrn gegenüber zu benehmen hat — nach den Fortschritten seines Herrn Sohnes erkundigte. „Nichts als Verduß macht er mir, der Rotzer!“ — „Lern er so schlecht?“ fragte ich leicht bedauernd. — „Ah döz, wann's nur döz war, Aber de Unannehmlichkeiten, die was er mir bei jeder Gelegenheit macht. Gestern erst sagt mei Alte, sie hat sich nämlich einbildt, daß der Bua auf unser Köchin flücht, alsdann gestern erst sagt's zu unserer Köchin: ‚Sall‘, sagt's, ‚Sall, ich duld's net, daß so was in mein Haus g'scheh'n tuat! Oder glauben S' leicht, daß ich net siech, was sich hinter mein Rücken abspielet?‘ Und die Köchin hat drauf g'sagt: ‚Aber, gnä Frau, ich sag ja eh allerweil zu eahm: Jessas na, was fallt Ihna denn ein? Na, so was derfen S' net tuat! Wann uns die Gnädige derwischen tüt, nacher gebet's an Mordskrach. Aber, was woll'n S', gnä Frau, er is jo so wild, er vergißt ganz, der gnä Herr, daß er mei Großvater sein kunnt!“

DIE AUFSICHT

VON WALTER FOITZICK

Ich habe niemals gehört, daß ein Bub auf die Frage: „Na, was möchtest du denn werden?“ antwortet: „Museumsdiener.“ Aber es gibt manche Berufe, die sich in dieser Beziehung mit Trambahnschaffner, General, Zugführer und Flieger nicht messen können.

Also, wie man Museumsdiener wird, weiß ich nicht, es scheint aber dazu eine große Lebenserfahrung zu gehören, denn ich habe noch nie einen in den zwanziger Jahren gesehen; die meisten sind würdige ältere Herren, denen keine hastigen und vorschnellen Bewegungen zu eigen sind. Das ist gut so, denn ihre Aufgabe ist es, sich zwischen Zerbrechlichem zu bewegen und darauf zu achten, daß die ausgestellten Gegenstände nicht berührt werden.

Sie aber dürfen berühren, und ich gestehe, ich habe sie oft darum beneidet, wenn ich gerne wissen wollte, ob ein ausgestellter Gegenstand hart oder weich ist, glatt oder rau, und sich kühl anfühlt oder lau.

Der Museumsdiener darf es, ja er muß es sogar, wenn er zum Beispiel am Körper einer antiken Marmorvenus einen kleinen Fliegendreck wegwischt.

Ich weiß schon, wenn alle das machen wollten, ginge es dem schönen Gesäß der antiken Venus nicht anders als Sankt Peters bronzenem Zehen in Rom, der durch die Jahrhundertelange Verehrung viel kleiner geworden ist. Und solches wünschte ich der Venus nicht.

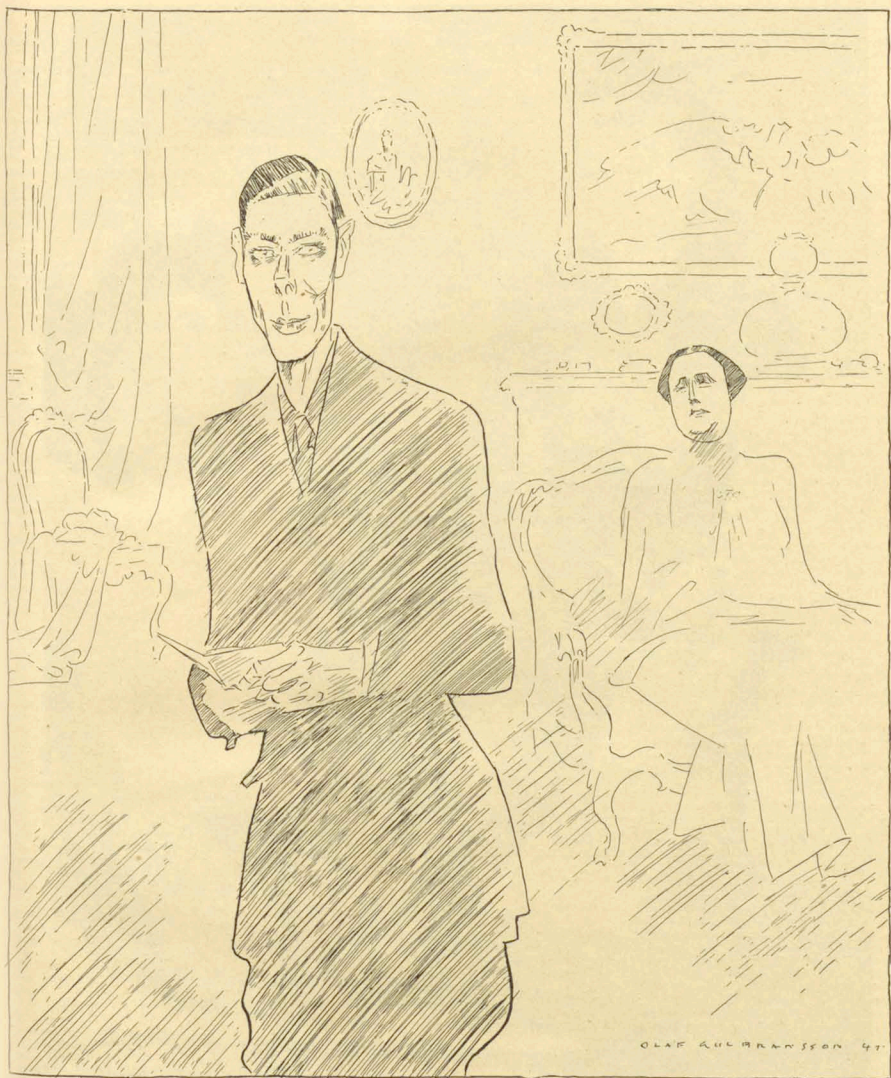
Doch das ist wohl nur eine Nebenbeschäftigung des Museumsdieners. Seine Hauptaufgabe ist es, da zu sein und Furcht zu verbreiten, nicht nur Furcht, sich öffentliches Eigentum anzueignen, sondern eben die Furcht, die Venus und das andere zu berühren. Ich halte deshalb in einem Museum immer die Hände auf dem Rücken, um dem Manne schon von weitem zu zeigen, was für ein vorzüglicher und gelernter Museumsbesucher ich bin und daß es mir ganz ferne liegt, ihn zu stören. Es sind gewiß nachdenkliche Leute, diese Museumsdiener, über Kunst mögen sie nicht wohl nachdenken, aber irgend etwas muß der Mensch doch beim Beaufsichtigen denken.

Ich glaube, sie denken hauptsächlich daran, wie spät es jetzt gerade ist, und, wenn eine Uhr

schlägt, ziehen sie ihre Taschenuhr und vergleichen.

Es empfiehlt sich, langsam und gedämpften Schrittes durch ein Museum zu gehen, denn, geht man schnell und laut, so erschrecken die alten Herren und verlieren es Käma ein Vorgesetzter. Sie beginnen dann lieber zu beaufsichtigen. Sollten sie aber gar zu zweien beieinanderstehen und vom Bier oder anderen menschlichen Dingen sprechen, entfernen sie sich plötzlich in entgegengesetzter Richtung, und jetzt möchte ich es niemand raten, einen heiligen Sebastian zu bestasten oder die Uniform eines Türkenbestiegers auf Tuchoqualität und Wollegehalt zu prüfen.

Museumsdiener sind die pünktlichsten Leute von der Welt. Schon zehn Minuten vor Schluß werden sie unruhig und belehren, daß gleich geschlossen wird. Sie drängen die Front ihrer Gegner dem Ausgang zu. ertönt dann der erste Glockenschlag der Schlußzeit, so sind alle an der Tür versammelt, wechseln die Dienstmütze mit einem menschlichen Hut, und niemand sieht es den davonellenden Herren an, daß sie noch eben die Aufgabe hatten, Furcht zu erregen, was bekanntlich neben der Hervorrufung von Mitleid die Aufgabe der antiken Tragödie war.



„George, vergiß nicht ein bißchen Taschengeld mitzunehmen, im Krieg müssen auch wir uns in England sozial benehmen!“

La via verso il popolo: „Non dimenticarti, Giorgio, di prendere in tasca un po' di spiccioli. Anche noi in tempo di guerra dobbiamo comportarci da socialisti in Inghilterra!“



„Bist du schon fertig mit dem ganzen Schmöker?“ — „Nein, ich habe nur geprüft, ob der Prospekt stimmt, daß es ein Buch für reifere Leser ist!“

Coscienziosa: „Hai già finito tutto questo volumone?.. — “No; ho soltanto esaminato se il libro è realmente, come sta nel prospetto, per lettori piuttosto maturi!..“

JEAN IM GLÜCK

VON KARL LERBS

Ein noch sehr junger, schlanker und natürlich brünetter Mann, den wir (warum nicht?) Jean nennen wollen, schlendert an einem Frühsommer-nachmittag durch die Straßen der Stadt Marseille und läßt in bester Laune sein dünnes Bambusstäbchen kreisen: denn die Luft ist gut zu atmen und treibt das Blut in angenehmer Schwung, wenn ein Sommerregen rieselnd den Staub niederschlagen hat und eine leichte auflandige Brise eine würzige salzige Frische in die Straßen weht. Wir würden manches an der Erscheinung des jungen Mannes ein wenig befremdlich finden, wüßten wir nicht, daß er in der Pfandhose angekleidet ist, der ihr Besitzer, Herr Maurice de Lafontaine (ursprünglich Moritz Wasserstrahl) den beschönigten Namen „Achat de Reconnaissance“ gegeben hat, und daß das allzu heftig karierte Mäntelchen, die falsche Perle im grünen Plastron und die grauen Einstecktasche aus der Hinterlassenschaft eines mexikanischen Artisten stammen, der beim raschen Verlassen der Stadt eiligst Ballast abgeben mußte.

Wir finden, daß dieser Jean bei seinem Bummel durch die Cannobière recht unternehmend aussieht, mit einem noch unprägnantem Gesicht, aber einem schon unerschrocken Mund unter schmalen schwarzen Schnurrbart und mit einem klug und flink die Dinge erfassenden Blick — und daß er seine Möglichkeiten hat, wenn nicht der große Erbe, der in knapp zwei Monaten beginnen wird (denn es ist Anfang Juni 1940) auch ihn unter sich begräbt. Davon ahnt er noch nichts; auch davon nicht, daß das Schicksal ihn und den heutigen Tag dazu ausersehen hat, einmal am anschaulichen Beispiel darzulegen, wie sehr gründlich es die langfristigen Begriffe von Glück und Unglück nach Lust und Laune vermengen und umkehren kann. Die Zeit rückt näher, wo er wieder zu seiner Tätigkeit in dem ebenso engen und muffigen wie vielseitigen Unternehmen des Herrn de Lafontaine zurückkehren muß. Zunächst aber wird er sich im Ladengeschäft von Glück und Unglück Zigaretten kaufen und — und bei dieser Gelegenheit einmal nach den Ergebnissen des Rennens in Longchamp fragen; denn er hat in einem Leichtsinnsanfall einen für ihn sehr erheblichen Betrag auf den Sieg der Stute „Suzette“ gesetzt, er nicht weiß, wie er ihn erhalten wird. Das lächerliche Dromedar und diese Wette einen nichts-würdigen Irrsinn), sondern zu Ehren seiner Freundin Suzette, die in dem Warenhaus der Herrn Navratti Seifen und Duftwaren verkauft. Man muß solche liebenswürdigen Zwecklosigkeiten wie diese Huldigung dann und wann wie Blüten in die einförmige Girlande seiner Tage flechten.

Der Tabakladen des Herrn Pigeot ist angefüllt mit seltsam gekleideten und überaus gesprächigen Herren, über deren Erwerbsebenen man von Zeitweilen, am wenigsten von ihnen selbst, das erschöpfende Auskunft erhalten könnte; sie versammeln sich hier, weil Herr Pigeot u. a. ein Berater und Vermittler für Rennwetten ist, gegen eine hohe, aber feste Gewinnbeteiligung; die strenge Korrektheit seiner Abrechnungen ist allgemein bekannt und wird geschätzt. Das lärmende Gespräch bricht plötzlich ab, als Jean eintritt, und Herr Pigeot gerät in einen Zustand, der dem Veitstanz oder anderen Krampfschüden ähnelt. Jean begreift erst, als er seinen Namen unter einen Schein gesetzt hat und ein dickes, ein sehr dickes Banknotenbündel in der Hand hält: „Suzette“ hat die Weltordnung unter ihren Hufen zertreten, mit drei Kopflängeln gewonnen und eine völlig sagenhafte Quote gebracht. Jean hat ein Gefühl in der Speiseröhre, als hätte er etwas zu Heißes getrunken, und ihn schwindelt ein wenig; aber erst, als er blüht und blüht zählend dem Finger das Notenbündel durch, schiebt es mit weltmännisch-nachlässiger Bewegung in die Brusttasche des allzu heftig karierten Mäntelchens, wehrt alle Fragen mit leutseligem Winken ab und geht hinaus, kerzengerade und — beschwingt, als hätte er Sprungfedern unter den Sohlen.

Die nächste Etappe der Geschichte wird abgeschlossen durch den klirrenden Knall, mit dem Jean die Ladentür des Herrn de Lafontaine von draußen zuwirft, Gott sei Dank unmittelbar vor

der unbedacht vorgestreckten Nase dieses rüden Kaufmannes, der gerade noch das stürzende Holzgestell mit dem betagten englischen Maßanzug auffangen kann. Er hat einen unerhört beredeten und beleidigenden Vortrag über seine persönlichen Eigenschaften und geschäftlichen Gegebenheiten hören müssen und ist nicht einmal mehr zu der Erwiderung gekommen, nach deren Anbringung er letzte, und deren sprudelndes Gezisch seinem Namen durchaus Ehre gemacht hätte. Draußen schreitet Jean von dannen, ein vorläufig freier und vermöglicher, ein der Zukunft zugewandter Mann.

Es ist nicht zu befürchten, daß er hinsichtlich seiner Zukunft das Augenmaß verliert und sein Geld für Seifenblasen verliert. Sein Sinn ist wohl nicht gerade auf das „Solide“, aber auf das Erleichterte und zuverlässig Einträglichste gerichtet. Immerhin ist es so erregt und aus dem Alltags-gleis geworfen, daß ein rastloser Dauerlauf durch die Straßen nichts anderes zu Tage fördert als den Plan zu einer gigantischen Abendeiher mit Suzette, der Glücksbirginer. Eben will er den schämdm überqueren, um drüben in einem Laden ein Geschenk für sie zu kaufen, als ein Herr, der in fliegender Eile von der anderen Straßenseite kommt, gegen ihn prallt und ihn einfach über den Haufen rennt. Auch der Fremde verliert das Gleichgewicht und stürzt über Jean her. Der rappelt sich sogleich wieder auf und will mit einem Schwall von kräftigen Anzettelungen auf den anderen losfahren, aber der Eilige ist noch rascher wieder auf den Beinen, murmelt eine Entschuldigung und verschwindet im Menschengewühl der Rue d'Aix. Als Jean, von den Vorübergehenden mitleidig und schadenfroh betrachtet, den Staub von seinem allzu heftig karierten Mäntelchen klopft, stockt ihn seine Hand und greift gleich darauf hastig und zitternd in die Brusttasche. Ein eisalter Blitzstrahl durchfährt ihn von der Koptahit bis zu den Fußsohlen und nagelt ihn auf dem Pflaster fest. Das dicke Banknotenbündel ist verschwunden.

Wiederum wird eine Etappe der Geschichte durch das Schließen einer Tür bezeichnet; diesmal aber wird sie nicht mit schmettermendem Knall und von draußen, sondern leise und von drinnen geschlossen. Jean steht, nach dem müden und schleppenden Erklärten vieler Tropfen, in seinem kleinen Dachzimmer — ein vernichteter, ratloser, um seine Zukunft betrogener Mann. Eine dumpfe, ziellose, ausfällige Wut sitzt ihm wie ein bitterer Klumpen in der Kehle und schmerzende Tränen rinnen an seiner Nase herunter und tropfen auf den Fußboden. Der, magere, workarge, pessimistisch blickende Kommissar auf der Polizeiwache hat sich alles berichten lassen, ein Protokoll aufgesetzt und, während Jean unterschrieb, die Beförderung einer so großen Summe in der Mantel-tasche für sträflichen Leichtsinns streng gerügt. Dann war Jean entlassen. Nun ist er so gelähmt, betäubt und gebendat, daß er erst nach geraumer Zeit den Brief bemerkt, der auf seinem Tische liegt. Die Anschrift ist mit der Maschine

Winter / Von K. M. Schiller

Eine dünne, zerklüftene graue
Decke hängt über dem Land.
Alle die guten Wege finden. Die zarte, selbste
Zue
zittert blau. Die dürrige Brücke am Rand
Der Gehöfte krümmt sich verlorren. Wenn ich mit
einer,
Die ich kenne, jetzt über sie ginge, sie bräche
entzwei.
Krähen fliegen mit heiferen Schreien an meiner
Hütte vorbei.

Nun beginnt es über den Feldern zu fhnelen.
Weiß und dicht weiß' aus den Wäldern heran.
Du mußt es meinem armen Herzen verzeihen,
daß es dich nicht vergessen kann.

geschrieben und der Aufdruck auf dem Umschlag besagt, daß es sich um eine Mitteilung des Rechtsanwalts Théophile Lambert handelt. Rechts-anwalt, denkt Jean. Was kann ein Rechtsanwalt von einem Mann, der so wohl hat und offenbar auch keines hat? Soll' Nun, es geht in einem hin — und er liest, daß Maître Lambert ihn bittet, sich ehestens zur Entgegennahme einer wichtigen Mitteilung in seiner Kanzlei einzu-finden. Auswahlspäher sind mitzubringen. Einer solchen Aufforderung, bei der jeder was zu riskieren und Amliches lauert, wersetzt man sich nicht, be-sonders dann nicht, wenn man nichts mehr zu verlieren hat. Gehorsam und unverwilt setzt Jean sich in Bewegung.

Maître Lamberts große Kanzlei ist, wie die eines jeden Anwalts, von eilichen schlecht ge-kleideten und angestaubt aussehenden Herren und vielen schönen jungen Damen bevölkert, und Jean hat den unentdeutlichen Eindruck, daß alle ihn neugierig anstaren und augeregt miteinander tuscheln, als er mit bemerkenswerter Eile in Maître Lamberts Zimmer geführt wird. Er geht geduschos über einen dicken Teppich, den sein berufliches Unterbewußtsein als echten Teheran vermerkt, und fühlt sich scharf und sozusagen erschöpfend durch die blitzenden Gläser einer großen Hornbrille gemustert: Jean Patou —? Die Auswörter sind ihm fremd. Er kratzt die zer-klüfteten Scheine aus den Taschen hervor und er wird auch keines mehr bekommen, denn er hat keine Stellung mehr und was er besaß — oh, er besaß viel — hat man ihm soeben gestohlen. Die Polizei —? Hier aber bricht er ab, denn Maître Lambert hat sich mit federndem Ruck aus dem Sessel erhoben, und nun zeigt sich, daß er eigentlich ein jovialer, munterer Herr ist, einer jener gepflegten rüchlichen französischen An-wälte, die finanzpolitisch-parlamentarischen Ehr-geiz haben und das rote Bändchen der Ehren-legion, keine hundert Franken im Geldbeutel, ge-nügen. Er nimmt mit Wärme Jeans rechte Hand und drückt ihn mit der um die Schulter gelegten Linde sanft in einen Ledersessel nieder; er be-kennt sich zu der Überzeugung, daß wir kurz-sichtigen Menschen allzu oft für ein Unglück hal-ben, wie in Welt und Glück. Er hat, wie er selb-st ein staunenswertes Beispiel dafür: Da der Bruder damals sein Onkel Pierre Patou, der Bruder seines verstorbenen Vaters, nach einem Zer-würfnis mit seiner Familie nach Amerika ge-gangen und habe die Verbindung mit der Hei-mat nur noch durch ihn, Maître Lambert, aufrecht-erhalten. Nun sei der Onkel romanhafterweise ohne Leibesleben verstorben und habe wiederum ihn, Maître Lambert, zu seinem Vertrauensmann und Mitvollstrecker des Testaments bestimmt.

Dieses Testament sei, von dem der amerikani-sche Konsul Abschrift genommen habe, die ge-nannte Jean Patou zum Gesamterben — freilich unter einer etwas boshaften Bedingung: der näm-lich, daß er zur Zeit mittellos sei und höchstens hundert Franken besitze. Diese Bedingung sei ja nun, die eine eben so — sonderbare wie glück-liche — Fügung, die er somit als Vermächtnis von einer Million Dollars in bar und mindestens ebensoviel in Wertpapieren und Liegenschaften davor bewahrt, an die Liga zur Hebung des Familienlebens zu fallen.

Da sein wir nun also bald darauf einen Mann durch die Straßen gehen, der vor ein paar hal-ben Stunde Millionär geworden ist. Haben wir uns einen solchen Menschen so vorgestellt? Ganz gewiß nicht. Denn Jean schleicht auf unsicheren Füßen bleich und gebückt daher, mit zinkenden Augen und zitternden Lippen. Die Häuser und Menschen und Fahrzeuge um ihn herum kreisen und schwanken, das Pflaster schwappt wie auf-geweicht unter seinen Sohlen, der Kognak, den Maître Lambert ihm gegeben hat, steht als Säule flüssigen Feuers in seinem Innern vom Schlund bis zum Magen; seine Hand umkrampft in der Tasche einen hohen Schraub- und Vorkrampf, die Erbschaft, sowie die Abschrift des Testaments und einer Urkunde, mit der er den gewandten und umsichtigen Maître Lambert zu seinem Bevoll-mächtigten und zum Verwalter seines Vermögens ernannt hat. Jetzt steht die Welt ihm offen, sollte

man meinen. Aber er ist am Ende seiner Kraft. Er hat das dumpfe Gefühl, daß sich mit ihm binnen kurzem, wenn er wieder denken und begreifen kann, etwas Erschreckendes begeben wird — irgendein Ausbruch, eine denkwürdige Ausschreitung, eine tolle stimmliche und akrobatische Veranstaltung. Mithin hat er ganz einfach Angst. Er geht nach Hause. Er gedenkt sich zu verkriechen, bevor womöglich noch mehr geschieht. Er muß allein sein. Er bleibt nicht allein, denn es ist noch mehr geschehen. Vor der Tür, die er von drinnen schließen möchte, steht ein soben einsetzender Polizist und überbringt ihm die Aufforderung, sich zwecks Gegenüberstellung mit dem Täter und Identifizierung seines Eigentums auf der Wache einzufinden. Jean hat den mageren, wortkargen, pessimistisch blickenden Kommissar unterschätzt. Dieser erfahrene und gefährliche Beamte hat nach Jeans Fortgang die gegebenen „Fingerzeige“ genutzt, Herrn Pigeot mit geräuschlos, aber wirksamen Mitteln geschwächt gemacht und das Ergebnis dieser Unterhaltung erstaunlich schnell in einen Fahndungserfolg umgesetzt. Als Jean das Wachzimmer betritt und sich zu einem Rundblick zwingt — sich an, da sitzt, jetzt keineswegs mehr geschwächt, auf einer Bank an der Wand einer

von den seltsam gekleideten Herren aus dem Tabakladen, der Wegelagerer von der Rue d'Alx; und auf dem braunen Holztisch liegt das geräubte Banknotenbündel.

Jean betrügt sich keineswegs so, wie es die Anwesenden mit einigem Recht von ihm erwartet haben. Vielmehr nimmt er die Banknoten in die Hand und betrachtet stumm und angestrengt diese schicksalhaften Scheine, die ihm erst vermeintlich Glück brachten, dann zum Anlaß bitteren Unglücks zu werden schienen, dann durch ihre taktvolle Abwesenheit ein noch viel größeres Glück begründeten und nun, nach vollbrachter Aufgabe, gewissermaßen vertraulich und schalkhaft blinzeln zu ihm zurückkehren. Er begreift plötzlich — nicht alles, nicht, wie wir, die ganze dramatisch berechnete, gesteigerte und gerundete Ironie dieses Schicksalsspiels; das wäre zu viel von ihm verlangt — aber immerhin so viel, daß der Kommissar Anlaß hat aufzuspringen und ihn entsetzt anzustarren: Denn Jean beginnt, mit einem glucksenden Laut, zu lachen und lacht immer lauter und lacht, daß es von den Wänden widerhallt, indessen seiner wie vom Krampf geschüttelten Hand die Scheine entgleiten und einer nach dem anderen langsam kreisend zu Boden flattert.

Die Telefonzelle

VON RAINER PREVOT

Du hast es vergessen, glatt vergessen! Vergessen, rechtzeitig abzusagen, und jetzt erwartest man dich. Du aber hast einander viel Nettes vor, als die langweilige Gesellschaft, die dir wieder den ganzen Abend vermissen will. Doch wozu gibt es die beglückende Erfindung des Telefons? Die nächste Zelle ist fünf Minuten entfernt; wenn du läst, erwischst du noch den Anschluß zu dem anderen, weil einanderer Stillschleichen; Punkt halb acht Uhr, hat die Fanny geschrieben. Dein Herz klopft den Takt der Sekunden. Draußen ist es schon fast dunkel. Du rastest um zwei Straßenecken, rennst jedesmal einen behäbigen Milbürger vom Gehsteig und gelangst, mit berechtigten Flüchen beladen, zum ersehnten Glaskasten.

Da ist natürlich schon eine drin, und zwei weitere warten. Jede hat mindestens drei Rendez-vous auszumachen. Denn morgen ist Sonntag. Und die jeweiligen Partner sind entweder nicht dahem oder sprechen anderwärtig, am Ende gar mit Rivalinnen! Denn immer wahr sieht deine vorliegende Verzweigung das Zehner! deiner wörtlichen Feindinnen im oberen Schiltz des Apparates verschwinden und im unteren wieder zum Vorschein kommen. Ein tückisches Geduldspiel, das, dreimal wiederholt, eine halbe Stunde dauert. Endlich kommst du dran! Aber jetzt kannst du die Telefonnummer nicht mehr lesen beim blassen Schein der blauen Deckenbirne. Du rennst wütend wieder hinaus: Ein Licht!... Ein Königreich für ein Licht!... Aber niemand, der da des Weges kommt, hat Mitleid und eine Taschenlampe, oder will sie dir leihen. Inzwischen ist die Telefonzelle wieder besetzt. Aber der brave Eindringling hat ein gutes Herz und — Streichhölzer. Mit seiner Hilfe kritzelst du die Nummer auf den Brief der dich zärtlich erwartenden Fanny. Jetzt bist du endlich so weit, ein Zehner hat du auch; du atmest erleichtert. Doch was ist das? Dein Zehner! paßt nicht in den Schiltz, es ist zu dick! Du stürzest abermals hinaus auf die dunkle Straße, um ein dünneres Zehner! zu betteln. Die erste Dame, der du dein Anliegen vorbringst, versteht dich nicht; sie hält dich für einen „Verknöcherhüt!“ und will um Hilfe schreien. Du flehst um Gnade und findest beim nächsten Fräulein, das des Weges kommt, mehr Mut und Verständnis. Hurra, dein umgetauschtes Zehner! paßt!

Belegzettelchen! Du probierst es noch einmal, und immer wieder. Ist der Apparat gestört? Oder hat die perfride Bande ausgehängt, damit du diesmal nicht, wie gewöhnlich, absacken kannst? So oft du einwirfst, tutet's dir höhnisch ins Ohr: Komm doch, komm doch!...

Verärgert gibst du's auf, aber entschlossen, ein Rüpel zu sein und unabgesagt fernzubleiben. Die Fanny wartet hoffentlich noch! Doch wo ist ihr Brief? Wehe, den hast du mit der aufgekritzelten Unglücksnummer in der Telefonzelle liegen lassen. Und wenn ihn da jemand findet, ist sie „kompromittiert!“, die Fanny. Hals über Kopf stürzt der Kavallerier, der du sein willst, in die Nacht zurück, entgeht mit knapper Not einem Autounfall, einer dahersausenden Trambahn, kassiert unterwegs einige verdiente Rippenstöße ein und steht endlich atemlos vor der Schicksalszelle. Sie ist natürlich wieder besetzt. Die ganze Stadt scheint heute vom Telefonmüll befallen. Oh, diese verfluchten Rendez-vous! Du brichst jetzt einfach ein. Eine stattliche Venus im Pelz fährt wild herum: „Erlauben Sie mal!“ Das ist doch die Höhel! Die Person telefoniert ja gar nicht, sie repariert ihren zerrissenen Straps-gürtel und versichert, bald damit fertig zu sein, wenn du ihr mit einer Sicherheitsnadel aushelfen kannst. Jetzt gibst du dich geschlagen. „Entschuldigen Sie“, stammelst du. „Ich suche nur einen Brief, der dort auf dem Telefonbuch lag.“

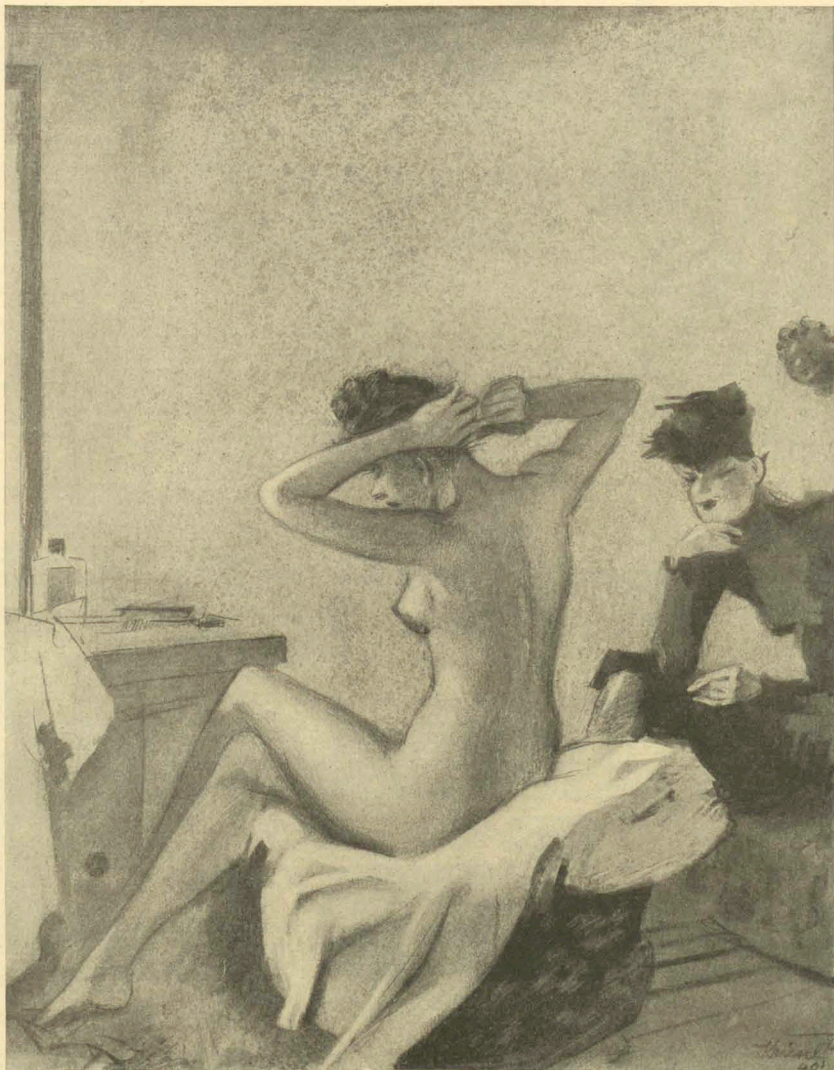
„Ach, Sie meinen den Wischi! Damit habe ich meinen Schuh geputzt und die Schmiere dann weggeworfen.“

Fanny zärtlicher Brief! Und eben schlägt es acht Uhr. Vorbei! Mit höhnischem Lächeln rauscht die zusammengewickelte Venus an mir vorüber. Und du stehst verlassen, weggeworfen wie Fannys Brief, neben diesem Glaskasten, der dem Geselligkeitstrieb der Menschen dienen möchte, der Pflege der Eintracht in Geschäft und Liebe.

Der Bastler - Il rappizzatore

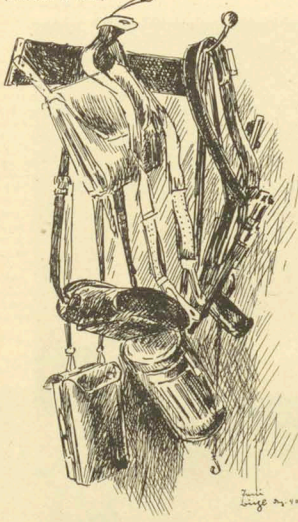
(R. v. Hoerschelmann)





„ . . . und dann habe ich gesagt: ‚Mein Herr, sie haben ein anständiges Mädchen vor sich . . . ‘ und er hat gesagt: ‚Oh, das tut mir leid‘ . . . !“

Il racconto: „ . . . e poi io ho detto: ‘Signore, Voi avete dinanzi a Voi una ragazza onesta . . . ‘ ed egli ha detto: ‘Oh, mi dispiace, . . . !,“



Wie ich meine Rüstung seh', wenn ich abends schlafen geh'.

Die Einzeichnungen für das Flugzeug machten gute Fortschritte.

Einer von den Angestellten, ein alter „Fachmann“ in Luftsachen — er war nämlich schon zweimal in einem Fesselballon aufgestiegen —, hatte sich freiwillig gemeldet, in allen Abteilungen des Amtes herumzugehen und zu agitieren. „Genossen!“, sagte er, „eine neue Zeit bricht an. Jede Behörde soll künftig ihr eigenes Flugzeugsmittel in Gestalt eines Flugzeuges besitzen...“ Die Angestellten trugen sich willig in die Zeichnungsliste ein. Keiner widersprach dem „Fachmann“. Nur in einem Zimmer, in der Rechnungsabteilung, stieß er auf einen Widerspenstigen. Dieser Widerspenstige war der Rechnungsführer Teterkin.

Der Rechnungsführer Teterkin lächelte Ironisch und fragte den „Fachmann“:

„Für ein Flugzeug? Hm... Was für ein Flugzeug soll das denn sein? Wie käm's ich dazu, so mir nichts, da nichts mein Geld dafür hinauszuweisen? Bin doch eine alte gerissene Ratte, mein Lieber.“

„Erlauben Sie mal!“, erregte sich der „Fachmann“, es handelt sich um ein gewöhnliches Flugzeug... So, so, ein gewöhnliches, bemalte Teterkin mit seinen lächerlichen Lächeln. „Wie aber, was es sozusagen nicht widerstandsfähig genug ausfällt? Es könnte ja, wenn man damit losfliegt, im Wind zerschellen — und futsch wäre das schöne Geld! Sollte ich also aus Dummheit mein Geld dafür vertun?... Als ich meiner Frau ein Nähmaschine kaufte, da habe ich, wohlgemerkt, jedes Rädchen eigenhändig geprüft... Wie aber steht's damit hier? Vielleicht tut sich der Propeller sozusagen — nicht erheben? He?“

„Aber erlauben Sie mir!“, schrie ihm der „Fachmann“ mit, „dem Bau übernimmt doch ein staatliches Werk! Ein Werk!... Ein Werk!...“

„Ein Werk!...“ affte Teterkin. „Was will das schon besagen, daß es ein Werk ist? Ich bin zwar noch nicht wie Sie mit einem Fesselballon aufgestiegen,

doch bin ich eine alte gerissene Ratte, mein Lieber, und kenne mich aus. So manches Werk sackt wohl das Geld ein, aber was Gutes kommt dabei nicht heraus... Fuchteln Sie mir nicht so vor der Nase herum! Ich werd' schon zahlen. Das Zahlen tut mir nicht weh... ich sag ja das alles nur aus Gründen der Gerechtigkeit. Doch Geld hergeben — hier, bitte, schick ich bin sogar bereit, für den Auftrag zu zahlen — er ist gerade in Urlaub... Hier, bitte.“

Teterkin zückte die Börse, zählte nach dem Tageskurs einen Goldrubel für sich selber und einen Viertelrubel für Mitrjuchin ab, zeichnete sich in die Liste ein, rechnete den Betrag nochmals nach und übergab ihm dem „Fachmann“.

„Hier haben Sie!... Doch stelle ich eine Bedingung, mein Lieber: Ich werde das Werk persönlich besuchen. Denn wie dem auch sei: das eigene Auge ist ein Diamant, ein fremdes aber — nur ein elender Glasscherben.“

Eine ganze Weile noch brumme Teterkin etwas vor sich hin. Dann machte er sich wieder an seine Rechenrolle. Doch konnte er vor lauter Aufregung nicht arbeiten.

„Zwei volle Monate war er danach außerstande, zu arbeiten. Wie ein Schatten folgte er überall hin dem „Fachmann“. Er lauerte ihm in den Gängen auf. Er interessierte sich immerzu für das Zeichnungsergebnis. Er wollte wissen, wieviel ein jeder gegeben hatte und wo das Flugzeug gebaut werden würde.

Als die Sammlung abgeschlossen und das Flugzeug bestellt worden war, begab sich der Rechnungsführer Teterkin mit einem grimmigen Lächeln ins Flugzeugwerk.

„Na, Jungens, wie geht die Arbeit voran?“ fragte er die Arbeiter.

„Was geht denn Sie das an?“ fragte der Ingenieur. „Wieso denn?“ wunderte sich Teterkin. „Ich habe mein Geld für das Flugzeug vertan, und da fragen Sie noch?... Hier wird ein Flugzeug für unsere Behörde gebaut... Ich muß nachsehen.“

Dreieck-Salz gegen Nerven. **Männern 7 neue Jugendkraft**

Bel-Erkrankungen durch Lungen- und Blasenentzündung. **Hilft schnell und sicher**

GUMMI gegen Blasenentzündung. **ECITHIN-SILBER** gegen veraltete Schwäche. **GUMMI** gegen Blasenentzündung

Kraft 60 (K60) verschafft oft verblüffend rasch und gründlich Abhilfe bei verminderten Leistungsfähigkeit, Unzulänglichkeit, Mangelzuständen, Nervenschwäche, nervösen Störungen, geschwächter Nerven- und Spannkraft, getrübler Lebensfreude.

Welt-Atlas der berühmte Große Welt-Atlas. **Stottern** beseitigt rasch

Sieg der Körperfreude Einmal mit 1000... **Der Freilicht-Akt** gegen Blasenentzündung

Lebensweiser gegen Blasenentzündung. **Lebensweiser** gegen Blasenentzündung

Lebensweiser gegen Blasenentzündung. **Lebensweiser** gegen Blasenentzündung

Das Buch geht in die Hände aller Erwachsenen! Ein wunderbares Rhythmus buch durch das neue Werk „Herzog“

„LEST DIE MÜNCHNER ILLUSTRIRTE PRESSE“

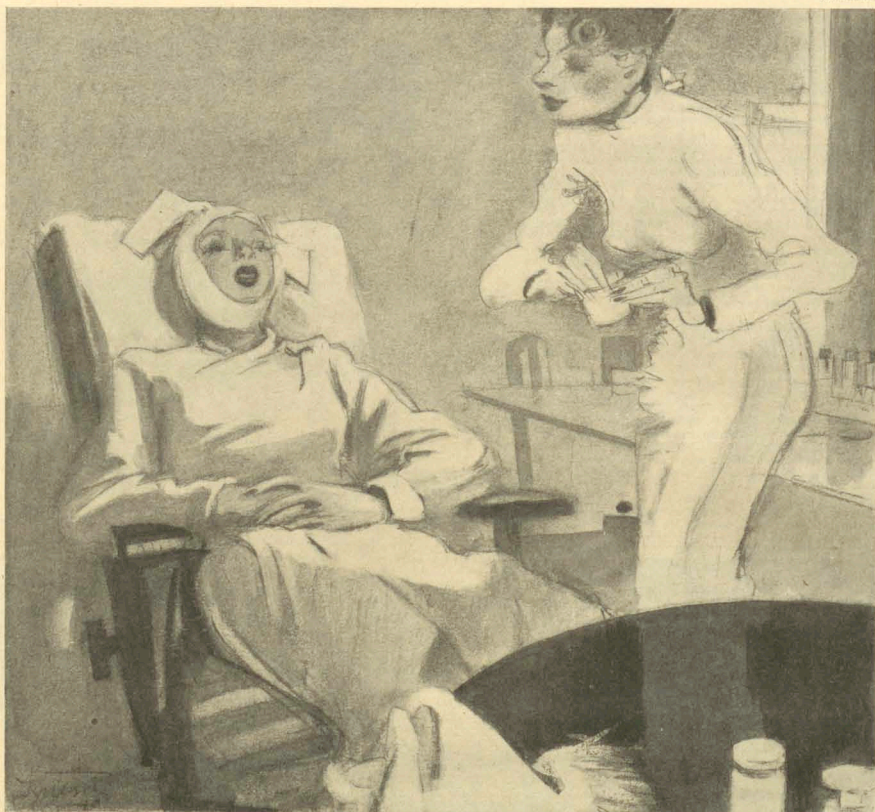
Das schönere Gesicht Erfolgreiche Selbsthilfe durch neue Gesichtsgymnastik und -pflege. **Seidige lange Wimpern**

Überschlank ist nicht schön, es kann krankhaft sein. **GRATIS** sendet Probierhefte SW 6

Seidige lange Wimpern 5. Augenbrauen verhalten sich ähnlich dem Ausdrück vollendeter Schönheit. **UMSONST** erhalten Sie gratis eine Kopie

Wunderjam Hautcreme Zahnpolitur Haarwasser **Kosack & Altere, Düsseldorf**

Kraft-Tabletten (für Männer) erneuern Ihre Jugendkraft. **DISKRET** verschafft oft verblüffend rasch und gründlich Abhilfe bei verminderten Leistungsfähigkeit



„Schönheit braucht ihre Zeit, gnädige Frau, die berühmte Kaiserin Kleopatra soll ständig ein paar Hundert Schönheitsmittel benutzt haben!“ — „Meinetwegen, dafür hatte sie dann auch 'nen Cäsar und ich nur 'ne schwache Hoffnung auf 'nen Gustav!“

Nel gabinetto di cosmetica: — „La bellezza, signora, abbisogna del suo tempo. Si dice che la famosa Cleopatra abbia fatto uso costantemente di alcune centinaia di cosmetici!.. — „Lo credo bene. Ma in compenso ella aveva anche un Cesare, mentre io non ho che la debole speranza di un Gustavo!..“

MEINE BÜHNENLAUFBAHN

VON HANS HARBECK

Es mag sein, daß ich in meinem ganzen Leben nur ein Dutzend Rollen verkörpert habe, aber das ist kein Grund, mich für einen Dutzendschauspieler zu halten.

Ich pfeifte auf Atemtechnik, Rhythmik, Fechtstunden und alles schulmäßig Erlernbare. Ich bin ein kindhafter Mime, ein Erz- und Urkomödiant. Ich spiele aus dem Blut und mit den Fingerspitzen. Um ein Haar hätte ich Mitterwurzer und Matkovsky überflügelt. Um ein Haar!

Mein erstes Auftreten als Schauspieler fiel mit meinem ersten Auftreten als Dichter zusammen.

Ich veröffentlichte damals ein feuerrotes Lyrikbändchen, das „Revolution“ hieß und in der staatsgefährlichen Aufforderung gipfelte: „Stoß Türen ein. Tötet und sengt.“

Aus dem instinktiven Wunsch heraus, meine nihilistischen Worte durch positive Taten aufzuheben und solchermaßen das bedrohte Gleichgewicht der Welt wieder herzustellen, spielte ich abends mit Hingebung und merkwürdiger Anpassungsfähigkeit Schutzmänner. Ich war eigentlich Dramaturg, aber meines Lebens schönster Traum und tiefster Sinn waren Schutzmänner, nach denen ich inbrünstig lechzte. Stücke, die man dem Theater vertrauensvoll einreichte, waren von vornherein erledigt, wenn sie keine Schutzmänner enthielten.

Als Schutzmann spielte ich auf der Bühne Jeden Partner an die Wand. Als Schutzmann hatte ich jenen monumentalen Zug, um den mancher Künstler sein Leben lang vergebens ringt.

Ich mimte Schutzmänner in wertlosen Schwänken und in Werken von literarischem Rang. Wer je des Glückes teilhaftig geworden ist, einen meiner Schutzmänner zu sehen, wird es begreiflich finden, daß der Nordwestgau des deutschen Schutzmannsverbandes mich zu seinem Ehrenmitglied ernannte und mir außerdem einen aus Handschellen sinnreich konstruierten Kranz überreichte.

Die Presse lobte meine an Mimikry grenzende Darstellungskunst. Nur einmal, in Strindbergs „Traumspiel“, gab es einen Mißklang. Ein Rezen-



sent schrieb höhnisch, meine Leistung wäre finstere Provinz. Der Teufel mag wissen, wie er dazu kam. Vielleicht hatte ich ihn nicht höflich genug begrüßt. Vielleicht hatte ihm seine Frau in einer schwachen Stunde eingestanden, daß sie zu mir in sündhafter Liebe entbrannt sei. Wer mich kennt, wird sich dieser letzteren Vermutung anschließen.

Oberboheit hat kurze Beine. Die Nemesis ergriff meine Partei. Besagter Rezensent wurde gekündigt und mußte die Hauptstadt verlassen. Die Provinz, die er mir in die Schuhe hatte schieben wollen, nahm ihn auf.

Zwischendurch spielte ich schwerwiegende Chargen. Eine besonders reife Probe meiner Kunst bot ich als Dr. Malcolm in Wedekinds „Franziska“. Die Zeitungen sprachen einstimmig von einem Kabinetstück. Meine Rolle bestand aus sechs Zeilen, aber wie ich dieselben hinlegte, das war platterdings außerordentlich. Mit gespannter Aufmerksamkeit wartete ich auf mein Stichwort „Sau“, und dann legte ich los:

„Herr Oberkellner, ich möchte zahlen. Du findest in mir einen ehrnen Recken, dessen Küsse wie schlechtes Himmelreich schmecken.“

Ich fiel nur deshalb durch bei den Wahlen, weil der Schriftsteller, was er politisch auch schreibt,

in Deutschland ein Schuft unter Schurken bleibt.“

Jeder Zoll an mir war Recke. Mit teuonischer Wucht schleuderte ich die Worte „Schuft“ und „Schurke“ in den Zuschauerraum, durch den hörbar eine Gänsehaut lief. Meine Brillengläser funkeln wild. Mein Mastixbart bäumte sich maritisch. Worauf ich meinen Arm um die Hüfte der Dame Schlammgrundel schlang und zielbewußt mit ihr durch die Mitte entschwand. Jeder Theaterbesucher entnahm aus meinem kabbalistischen Grinsen, was ich hinsichtlich der Schlammgrundel, die von einer blassen Novize andeutungsweise dargestellt wurde, in meinem vor Erregung wallenden Busen plante. Ich sollte sie — hal — au — führen, und so stark war meine Kraft der Auto-suggestion, daß ich mich hinter der Szene wie ein Werwolf auf meine Kollegin stürzte und sie wütend an mich preßte. Die gesamten Bühnenarbeiter mußten aufgeben werden, um mich wie ein englisches Pflaster Stück für Stück von meinem Opfer abzubreiten. Das war eine Prozedur, der wir auf die Dauer nicht gewachsen waren. Ich gab die Rolle ab, und die gebrochene Novize verließ für immer das Theater.

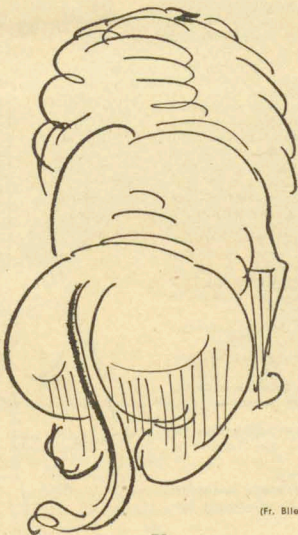
Ich spielte nun keinen Recken mehr, sondern episodisch auftauchende Laus- und Lotterbusen, Dienst- und Lebemannern, kurzum, allerlei Gesindel und Gesinde. Als Kellner ertote ich in dem Reißer „Die fremde Frau“ einen Überraschungserfolg, der am eklatantesten zum Ausdruck kam in dem tiefinsigen Urteil des Kunstbeurichters Dr. Hinterstichl: „Hier ist kein Komiker, sondern ein komischer Schauspieler!“

Mein Kellner wurde zum Tagesgespräch. Ich hatte eine unwiderstehliche Art, das Tablett zu schwenken und mit der Serviette zu fucheln. Ich drängte mich wahrlich nicht in den Vordergrund, aber solange ich auf der Bühne stand, beherrschte ich das Feld. Ich besaß eine Gabe, die heute auch den sogenannten Prominenten verloren gegangen ist; ich besaß den metaphysischen Augenaufschlag. In „Trommeln hinterm Herd“ war es mir vergönnt, mich selbst zu überreifen. Obwohl mein Direktor

mir die Titelrolle angeboten hatte, entschloß ich mich für den vom fortgesetzten Romanlesen schwachinnig gewordenen Kellner in diesem Stück. Die Rolle war mir auf den Leib gedichtet. Wenn ich das Tablett fallen ließ und schlottend äußerte: „Die Hauptsache ist, daß sie ihre Lillie noch hat“, ja, dann begann das Parkett vor Begeisterung auszuschlagen, und das Spiel mußte minutenlang unterbrochen werden.

Mein Ruhm führte zu einer Krisis im deutschen Theaterleben. Ich ragte einsam. Ein klaffertieriger Abgrund klappte zwischen mir und den Darstellungsbeamteten. Die Bühnengenossenschaft wurde mobil gemacht. Hitzige Briefe wurden gewechselt. Stürmische Versammlungen fanden statt. Das Resultat dieser Bemühungen war, daß eine aus Heinrich George, Emil Jennings, Werner Krauß und Paul Wegener bestehende Abordnung mich kniefällig bat, den Schauspielereifer an den Nagel zu hängen. Die ergrauten Mimen sahen aus wie Selbstmordkandidaten. Sie hatten alles Vertrauen zu ihrem Können eingebüßt. Eine Träne der Rührung überschwemmte mich beim Anblick der gramegebogenen Gestalten. Ich schluchzte wie ein Krokodil.

Da ergriff Paul Wegener meine windelweiche Hand und sagte: „Sie rauben uns unser Brot. Man pfeift uns aus, seitdem man Sie gesehen hat. Treten Sie zurück im Interesse Ihrer notleidenden Kollegen!“ Wie auf Stichwort fielen die drei anderen ein: „Treten Sie zurück im Interesse Ihrer notleidenden Kollegen!“ Ich trat zurück.



(Fr. Bleik)

Einsames Mädchen im Prater

Von Josef Robert Harrer

Es war ein sonniger Sonntagnachmittag. Vor dem Geisterschloß im Wiener Prater stand ein einsames junges, hübsches Mädchen und betrachtete verlorne die mystische Fassade. Ohne Unterbrechung sollten die Wägelchen in das geheimnisvolle Schloß. Man hörte Lachen und Kreischen. In diesem Augenblick kamen Erich und Hans Karl auf ihrem Praterbummel zum Geisterschloß. Erich stieß seinen Freund mit dem Ellbogen.

„Ja, Hans Karl, ein netter Käfer, nicht wahr?“ „Ja, und so einsam! Nirgends in der Naturgeschichte steht geschrieben, daß Käfer, zumal wenn sie schön sind, ein Einzelleben führen. Ich werde die Kleine zu einer Fahrt ins Geisterschloß einladen!“ — „Moment!“ fuhr Erich dazwischen. „Wer hat das Mädchen zuerst gesehen? Ich Du wirst wohl einsehen, daß ich —“ „Kommt nicht in Frage! Das Mädchen ist mein Typ! Du schwärmt ja sonst nicht für Rotblond!“ „Ach, wegen der Haare?“ sagte Erich. „Das nehme ich praktisch nicht so genau. Also entschuldige mich. Ich werde es versuchen.“

Hans Karl zog ihn am Ärmel zurück. „Erich, schau, sei doch nett! Habe ich dir nicht letztes —?“ „Nein, das klingt beinahe wie eine Erpressung! Was letztes war, hat mit diesem Mädchen nichts zu tun. Ich habe sie zuerst gesehen und das gibt mir zweifellos und unbestreitbar das Vorrecht!“ Hans Karl schüttelte den Kopf.

„Vorrecht hin, Vorrecht her! Mir gefällt die Kleine. Und außerdem bin ich der Ältere.“

„Der Ältere? Gut! Mädchen sind immer für die Jüngeren da!“ „Ah, du meinst gar, ich sei für das Mädchen zu alt? Lächerlich! Ich werde dir sofort beweisen, daß ich ...“ — „Danke, ich verzichte auf den Beweis!“ und er machte einen Schritt auf das einsame Mädchen zu. Hans Karl erwachte ihn noch rechtzeitig auf einem Rockzipfel. „Dageblieben! So geht das nicht. Der Zufall soll entscheiden!“ Er zog mit diesen Worten eine Münze aus der Tasche. „Kopf oder Adler! Einverstanden!“

Mühsam nickte Erich. „Meinetwegen! Ich Kopf, du Adler!“ Hans Karl warf die Münze in die Luft. Der Zufall aber aller Zufälle ließ in seiner Laune das Geldstück so auf dem Boden landen, daß es mit dem Rande im Sand steckenblieb und so weder den Kopf, noch den Adler zeigte.

„Unglaublich!“ sagte Hans Karl unter dem Gelächter der Umstehenden. „Das ist ja fast ein Wunder! So kommt eine Münze kaum einmal unter Millionen Versuchen zum Stehen. Halt, ich weiß, was das zu bedeuten hat! Wir sollen eben beide das Mädchen ansprechen.“

„Unglaublich!“ sagte Hans Karl unter dem Gelächter der Umstehenden. „Das ist ja fast ein Wunder! So kommt eine Münze kaum einmal unter Millionen Versuchen zum Stehen. Halt, ich weiß, was das zu bedeuten hat! Wir sollen eben beide das Mädchen ansprechen.“

„Aber nur einer kann mit ihr ins Geisterschloß fahren!“ meinte Erich. „Das Wägelchen faßt doch nur zwei Personen. Wer wird mit der Kleinen fahren, du oder ich?“

„Das Mädchen soll selbst wählen!“ sagte Hans Karl. „Das ist die beste Lösung. Einverstanden!“ Erich nickte. Nun wandten sich die beiden Freunde dem einsamen Mädchen zu. Aber es war kein einsames Mädchen mehr. Eben trat ein junger Mann mit dem Mädchen auf das Geisterschloß zu; und der junge Mann wandte sich um, er lachte Erich und Hans Karl breit zu und rief: „Ich habe den Rand der Münze gewählt und ich habe — wie Sie sehen — gut gewählt!“

Alte Stadt / Von Rudolf Sabatin

Aus Berg und Wäldern drang durchs alte Tor
die Landschaft in die Enge hier herein,
aus ihren Quadern stiegen, Stein um Stein,
die steilen Hiebel trug stolz empor,
und Sachwerk fügte sich mit Fenstern ein.

Aus Dächern, Türmen, Winkeln, Wand bei Wand,
mit Tal und Gipfeln, wirr und wundersam,
wuchs neue Landschaft auf aus Menschenhand,
als wüchsig aufgewogt die Stadt erstand,
die Fluß und Weg in ihre Obhut nahm.

DIE HÜNDIN SABA / VON WALTHER FRANKE-RUTA

Vorausgeschickt sei, daß die Familie Pampuri bei weitem nicht so elend dran war wie ihre Hündin Saba. Der Mann war immerhin Rechtsanwalt und führte allerhand kleine und kleinste Zivilprozesse, für die ihm allerdings niemand Gebühren bezahlte. Saba dagegen war blind.

Die Wohnung lag in einem neuen groben Haus und sah von außen geradezu vornehm aus, aber bei einer Inventur des Küchengeräteebestandes wäre eine deutsche Hausfrau in Ohnmacht gefallen. Wir sanken nicht in Ohnmacht, bloß, daß Saba Flöhe hatte, störte uns anfänglich etwas; später schränkten wir unser Tierstreichelbedürfnis auf ein Minimum ein und führten immer ein bißchen Insektenspulver in der Tasche mit uns. Im übrigen waren Pampuri, wie alle Neapolitaner, teilzende Leute. Manchmal, wenn bei uns oder bei ihnen unversehens ein Geldschiff gelandet war, saßen wir bei ihnen oder sie bei uns. Wir tranken Marsala, rauchten pechschwarze Zigarren, spuckten in den Meerbusen von Neapel. Die Frauen strickten Gols, und wir Männer bastelten so lange am Radio herum, bis sich die Wellen bogen. Dann verfolgten wir interessiert das Aufsteigen eines handfesten neapolitanischen Familienkrachs, Söhne zankten sich mit Vater und Töchter mit Mutter, es wurde sehr viel und gar nicht leise gesprochen, phantastische Flüche und Verwünschungen wurden laut, und wenn wir schon dachten, jetzt zögten sie alle die Sillette und rotetten sich gegenseitig aus, waren sie auf einmal alle wieder ausgeöhnt und ein Herz und eine Seele. Die blinde Saba schnupperte von einem zum anderen und kratzte sich. Dann kratzten wir uns auch, und es war ein stiller, genußreicher Abend.

Rechtsanwalt Pampuri verstand es, in allen Zivilprozessen irgendwiewe eine verborgene Falte zu finden, aus der man mit Geduld und Tücke einen Strafprozeß fabrizieren oder wenigstens drohend andeuten konnte. Seine Briefe waren furchterregend. Ob er in seinem Büro eine Schreibmaschine hatte, war unbekannt, das Telefon jedenfalls war schon längst in — Reparatur. Manchmal schrieb er einen Schriftsatz auf meiner Maschine, da ging es dann mit haarscharfen Argumentationen und bitterbösen Anspielungen, inwiefern der Fall das Strafrecht streife, höchst gefährlich zu. Die blinde Saba saß dabei, dachte, sie sei auf der Straße, machte langsam im Zimmer sich verbreiternde Pfützchen und kratzte sich. Wir kratzten uns auch, bloß Pfützchen machten wir nicht.

Allmählich, unter dem verderblichen Einfluß unseres übertriebeneren Reinlichkeitsbedürfnisses, fiel es den Pampuri auf, daß es uns störte, wenn Saba Pfützchen machte und sich kratzte. Wir machten sogar eines Tages eine zarte Anspielung, ob sich das nicht vermeiden ließe, oder so ähnlich. „O — est richtig!“ rief Signora Pampuri. „Corpo di Bacco! Bei Jupiter! Wir müssen das elende Vieh abschaffen, erschlagen müssen wir es, ermorden, meucheln, zur Hölle gehört es schon lange. Nimm ein Ball, Giovanni, erschlage es, es hat Flöhe und macht Pfützchen, die Wohnung ist ein Saustall, Beppino, geh und töte es!“

Beppino ließ sich eine Zigarette geben und schwor: „Morgen zermartere ich es, in Fetzen zerschlage ich es, laß mich machen!“

Carla weinte auf einmal, ihr junges hübsches Gesicht schwamm unvermittelt in Tränen, sie schluchzte wie eine Duse und rief:

„Töten ja! Aber nicht rohl! Zum Tierarzt müssen wir gehen, eine Spritze müssen wir Saba geben lassen, ich kenne einen kleinen Tierarzt, der macht das für zehn Lire!“

„Nein, töten, hinrichten, in die Wirbelsäule schießen!“ mischte sich der Rechtsanwalt Pampuri ein, der gewohnheitsmäßig aus dem Zivilrecht ins Strafrecht übergang.

„Erschlagen!“ rief die Signora. „Zermartern!“ rief Beppino.

Schließlich einigte man sich auf die Eridigung Sabas durch tierärztliche Injektionsspritze, sanft und schmerzlos. Die zehn Lire für den kleinen Tier-

Und Berg und Wald und Land voll weiter Sicht
trug jeder, der hier blieb, durchs Tor herein
und prägte stumm sein eigenes Gesicht,
das wie vorzeiten in die Stille spricht,
in Form und Maß in feines Hauses Stein.

Wer überdauerte wie er die Zeit?

Und wer wohl geht hier heute ein und aus?

Klar, sehr leicht und schön blieb es, von euch geweibt,
wie ihr voll Zuversicht, daß der gedeiht,
der hier zu Hause ist in solchem Haus — —

arzt hatten sie nicht im Hause, wir liehen sie ihnen. Auch dieser Abend verlief noch sanft und heiter, die zu meuchelnde Saba schnupperte von Knie zu Knie, machte Pfützchen und kratzte sich, — sie ahnte von nichts. Am nächsten Morgen würden wir ihre Leiche sehen, der Flohquell würde versiegt sein, ein trockener Fußboden wäre unser.

Am nächsten Nachmittag kam Beppino, seine Augen waren verweint. Da hinter standen Carla, wehgebogen, und Signoras Pampuri, eine gebrochene Hekuba nach dem Falle Trojas. Ganz zuhilfenahm stand der Advokat Pampuri, das harte Advokatesgicht, die bitterbösen Lippen schwarzlich verzogen. Noch weiter hinten wackelte etwas mit dem Schmerz: die blinde Saba. „Wir haben es nicht übers Herz gebracht“, sagte der strafprozeßdrohende gefürchtete Gerichtsgegner Pampuri. „Ich bin kein Barbar!“ schluchzte Beppino. „Ich habe das arme Tier in eine Garage gebracht und es mit dem dicken Wasserstrahl gewaschen“, flüsterte Carla.

„Das hat eine Lira gekostet!“, erläuterte Signora Pampuri. „Für die restlichen neun Lire habe ich eine Flasche Marsala gekauft, hier ist sie. Wir wollen sie zusammen auf Sabas Wohl trinken. Saba lebt und wird leben bleiben!“ schloß sie mit einem Anflug antiker Größe. Die Flasche Marsala vertranen wir an Ort und Stelle. Nach dem zweiten Glase erhob sich ein ungeheurer Familienkrach, der beim dritten Glase plötzlich in nichts verann. Saba schnupperte wieder von Knie zu Knie, kratzte sich, wir uns auch, es ward wieder ein stiller genußreicher Abend wie immer.

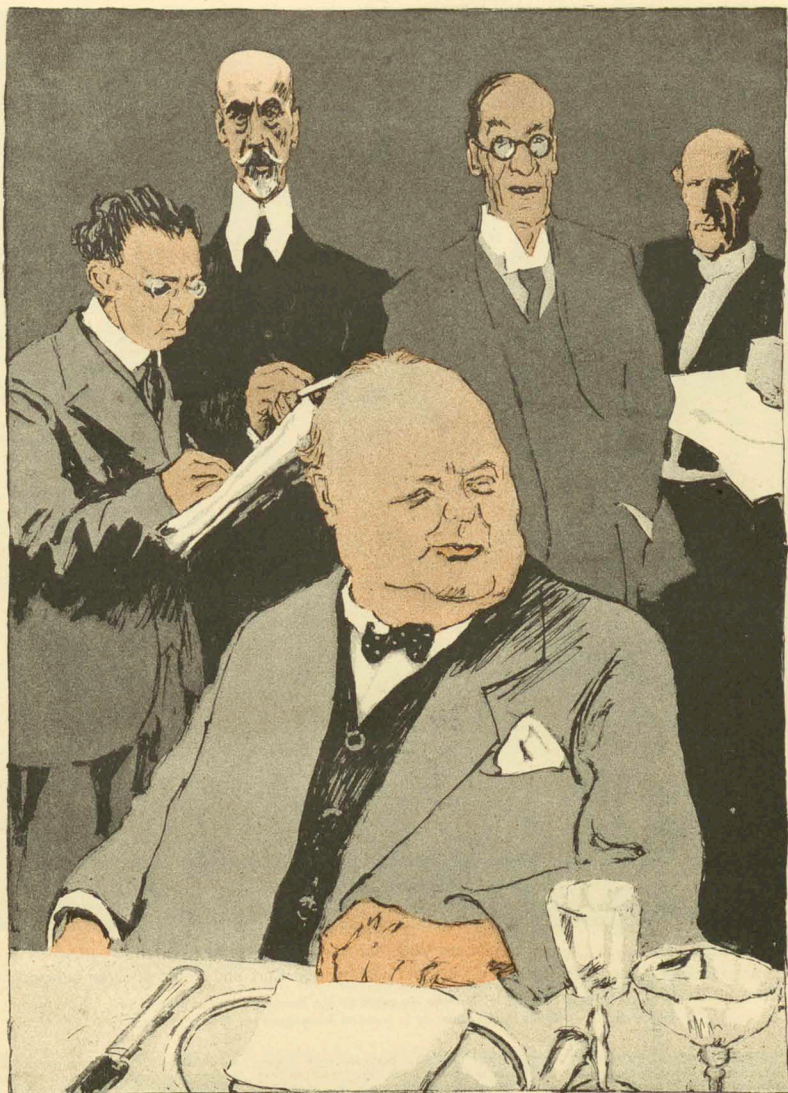
Der Neugierige - Il curioso

(Jos. Geis)



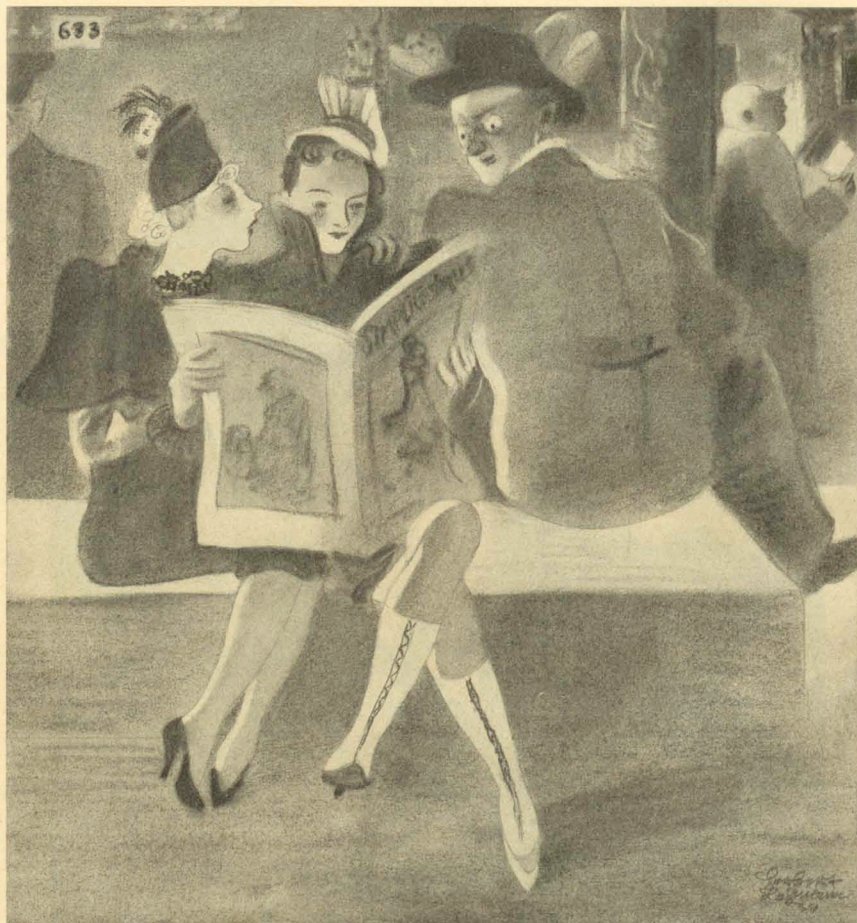
Das magere Schauessen

(E. Thöny)



„Hoffentlich verziehen sich die Presseleute bald, damit ich endlich mal was Anständiges essen kann!“

La mostra di pasti magri: “Speriamo che questa gente della stampa se ne vada presto, perchè io possa finalmente mangiar qualche cosa di buono!..”



„Lach nicht, Lilly — ich glaube, das ist ein Witz, den wir nicht verstehen dürfen!“
 „Um so besser, Gina, dann können wir ihn uns nachher von Kurt und Peter erklären lassen!“

La facezia: „Non ridere, Lilly! lo credo che questa sia una facezia che noi non dobbiamo comprendere!.. — “Tanto meglio, Gina; ce la possiamo far spiegare poi da Kurt e Peter!..

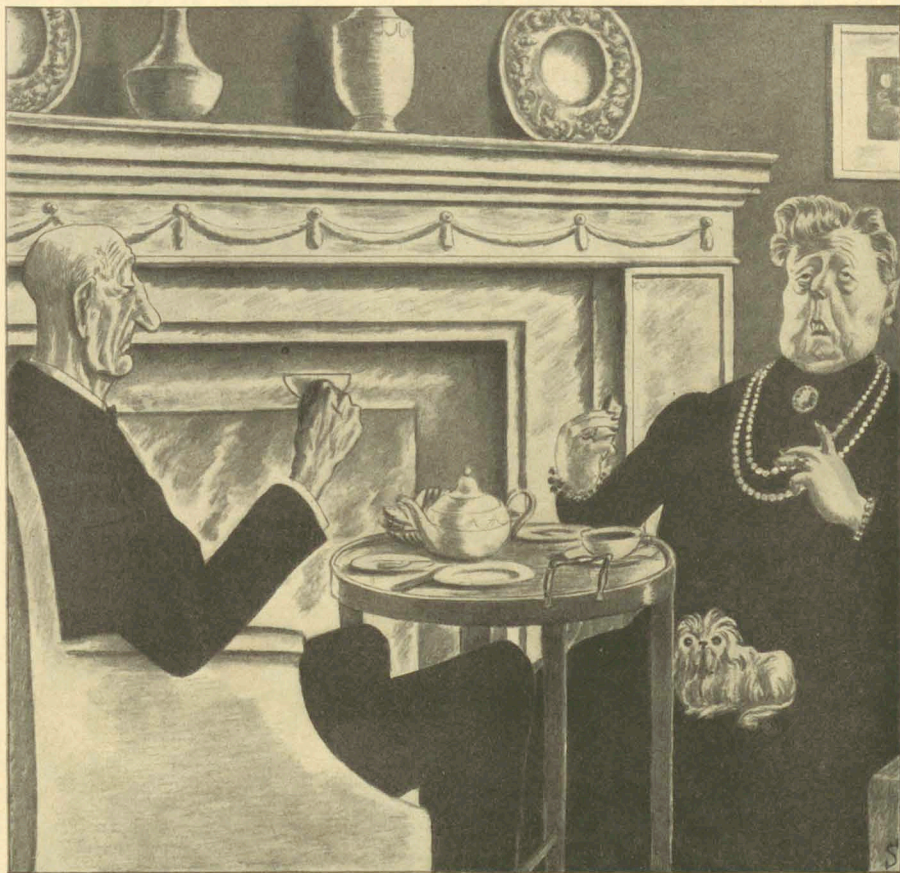
EINE KLUGE PERSON / VON HANS KARL BRESLAUER
 Salmeder hat neben seiner besseren, deswegen aber nicht schöneren Hälfte kein leichtes Leben, und als sie eines Tages gar nicht zur Ruhe kommen will, brummt er springfellig: „Jetzt laß mi scho in Ruah! Mi interessiert das net, was de dumme Urschel z'sammreden tuat!“
 „Ob's di interessiert oder net, des is mir blunzen-

bullen!“ läßt sich Frau Salmeder nicht stören. „Und dumme Urschel is de Frau Mader no lang kanol. De hat g'nus mitg'macht im Leben! Erst heut hat's, wia is beim Fleischhacker troffen hab, zu mir g'sagt: Frau Salmeder, hat's g'sagt, mir kinnen S' es glauben, de Männer, de Männer! Und Inher Mann erst! Aisdann, hat's g'sagt, Inher Mann, wann der mei Mann war, a Mann, der was

am mit seine stinkerten Zigarren de Vorhäng an-rauchen tuat, und der was jeden Samstag ins Wirtshaus geht, von so an Mann hätt i mi scho längst scheiden lassen!“
 Da schaut Herr Salmeder seine Frau nachdenklich an und sagt: „Hat's g'sagt!? ... Na, so was. Aisdann, des hätt i derer Frau gar net zuatrat ... Ewig schad, daß S' net mit mir verheirat is!“

Londoner Plutokratenopfer

(Erich Schilling)



„Es wird immer nur von den Opfern unter dem Volk geredet, wegen der schlechten Schutzräume; auch bei uns ist man nicht sicher. Mein Sohn hat sich gestern im Hotel beim Bomber-Swing-Tanz den Fuß verknaxt!“

Vittime plutocratiche londinesi: „Si parla sempre soltanto di vittime del popolo in causa dei cattivi rifugi; anche da noi non si è sicuri. Ieri in Hotel mio figlio si è slogato un piede danzando il 'Bomber-Swing'.“

MEIN FREUND JOHANNES

Ich besuchte Johannes. Er saß an seinem Schreibtisch. Vor ihm lag ein großer Kalender, in dem er blätterte und dann und wann ein Datum mit einem dicken Rotstift umrandete. Ich sah ihm eine Weile zu. Er war bei dem 30. März angekommen, überlegte, schüttelte traurig den Kopf und blätterte weiter. „Aber Johannes“, bemerkte ich, „das war doch ein Sonntag.“ „Gewiß“, sagte Johannes höflich, aber ungerührt.

Er blätterte durch bis Ostern. Der Rotstift blieb unbenutzt. Da es ein Terminkalender war, hatte auch dies Fest keinen roten Rand. Auch Johannes gab ihm keinen. Ich fragte nicht mehr. Ich staunte nur noch. Der Geburtstag seiner Frau ging vorüber. Alles wurde nach kurzem Zögern überblättert. Endlich stutzte er bei einem Datum, sann lange nach und lächelte schließlich hoffnungsvoll. Dann hob er den Rotstift. „Aber Johannes, an dem Tag ist oder war doch

nun wirklich nichts Besonderes los“, sagte ich. „Du weißt auch nichts?“ rief Johannes. Er strahlte so, daß ich nur befremdet bestätigen konnte, daß ich auch nichts wüßte. „Kein Geburtstag? Kein Hochzeitstag? Kein Festtag? Kein Jubiläum?“ fragte Johannes nochmals. Ich schüttelte den Kopf. Da trat der Rotstift in Tätigkeit. „Ein denkwürdiger, ein erinnerungswerter Tag, an dem ich an nichts zu denken, nichts zu erinnern brauche!“ sagte Johannes. J. Bieger



„Flori, wenn man mit lhnen allein ist, sind Sie viel netter, als wenn der ganze Kurs zusammen ist!“ — „Woll — woll — aane wehrt ma si' leichta ab als so viele!“

Il leone dello sci: „Flori, quando si è sole con Voi, siete molto più gentile che non quando avete tutto il corso insieme!., — “Già . . . già . . . ! Si resiste più facilmente ad una che a molte!.,